

„... weil er er, ich ich war ...“

## Freundschaft als Spiritualität

*Inigo Bocken*

Der Titel dieses Beitrages ist einem der größten christlichen Denker und Schriftsteller, Michel Eyquem de Montaigne (1533-1592), entliehen. In seinem berühmten Essay über die Freundschaft setzt Montaigne seiner intensiven Freundschaft mit dem jung verstorbenen Étienne de la Boétie ein unvergessliches Denkmal, das das neuzeitliche Verständnis von Freundschaft wie kaum ein anderer Text ins Herz getroffen und wahrscheinlich auch geprägt hat.<sup>1</sup> Entscheidend für Montaigne ist es, dass Freundschaft ihren Grund nur in sich selbst finden kann.<sup>2</sup> Es gibt keinen äußeren Maßstab, anhand dessen man Regeln oder Begrenzungen für Freundschaft formulieren kann, und die einen belehren könnten, wie man sich als Freund zu verhalten hat, oder wen man sich als Freund aussuchen sollte. Im Gegenteil: Eine wirkliche Freundschaft – wie die zwischen Michel de Montaigne und de la Boétie – hat etwas Unbedingtes und nur aus sich selbst Verständliches. Das heißt, sie kann nie getragen werden von irgendeinem gesellschaftlichen Nutzen

---

<sup>1</sup> Vgl. ELISABETH VON THADDEN: *Das rettende Gespräch mit sich selbst. Ein Schlüsseltext über die moderne Einsamkeit stammt von Michel de Montaigne, der sich nach dem Tod seines Freundes für ein Jahrzehnt aus der Welt zurückzog*, in: Die Zeit 51 (15. 12. 2005).

<sup>2</sup> Vgl. MICHEL DE MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, übers. v. Hans Staub, München 1960, 17f: „In diesem edlen Umgang sind die Gefälligkeiten und Wohltaten, von denen die andern Freundschaften leben, nicht einmal wert, in Betracht gezogen zu werden, und zwar weil unsere Willen so völlig miteinander verschmelzen. Denn genauso, wie meine Freundschaft zu mir selber durch die Hilfe, die ich mir nötigenfalls leiste, nicht zunimmt, was auch die Stoiker immer sagen mögen, und genauso, wie ich mir selber nicht Dank weiß für einen Dienst, den ich mir selber erweise, ebenso bewirkt die Einheit solcher Freunde, wenn sie wahrhaft vollkommen ist, daß sie an dergleichen Pflichten nicht mehr denken und die Worte Wohltat, Verpflichtung, Erkenntnis, Bitte, Dank und andere dergleichen, die eine Trennung und Unterscheidung bedeuten, verachten und aus ihren Gesprächen verbannen.“

und noch weniger von körperlichen Begierden.<sup>3</sup> Wenn Montaigne den Frauen die Fähigkeit zur Freundschaft abspricht, soll dies, wie er erklärt, gerade so verstanden werden, dass geschlechtliche Verhältnisse sich zur Freundschaft nicht so gut eignen.<sup>4</sup> Das freundschaftliche Verhältnis wäre dann nämlich von einem Grund abhängig der ihm äußerlich ist, sei es eine unvermeidliche körperliche Anziehungskraft oder eine gesellschaftliche Regelung, wie es die Ehe Montaigne zufolge letztendlich ist.<sup>5</sup> Wie politisch unkorrekt dies für unsere zeitgenössischen Ohren auch scheinen mag, Beziehungen zwischen Männern und Frauen sind für Montaigne immer gekennzeichnet von körperlichen Anregungen, und die Ehe ist nicht mehr und nicht weniger als eine gesellschaftliche Institution, die die menschlichen Triebe produktiv macht für die Gesellschaft als ganze. Ein ähnliches Argument wiederholt Montaigne wie selbstverständlich für die Männerliebe, die gerade das Einzigartige der Freundschaft verfehlt.<sup>6</sup> Für die einzigartige Freundschaft, die Montaigne mit Étienne de la Boétie gelebt hat, gibt es nur einen einzigen Grund: Sie war da, „weil er er, und ich ich war“.<sup>7</sup> Es scheint Montaigne dabei sogar auch nicht um gemeinsame Interessen zu gehen, wie dies oft und in der Nachfolge von Aristoteles’

---

<sup>3</sup> Vgl. TOM CONLEY: *The Essays and the New World*, in: ULLRICH LANGER (HG.): *The Cambridge Companion to Montaigne*, 2005, 74-96.82f; sowie ALAN LEVINE: *Sensual Philosophy. Toleration, Scepticism and Montaigne's Politics of the Self*, Boston – New York 2001, 232f.

<sup>4</sup> Vgl. MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, 11: „Dazu kommt, dass die Begabung der Frauen gemeinhin solchem Gespräch und Umgang nicht genügt, von dem diese heilige Verbindung lebt; noch scheint ihre Seele stark genug zu sein, den Druck einer so engen und dauerhaften Umschlingung auszuhalten.“

<sup>5</sup> Vgl. Ebd. 10f. „Die Ehe ist nicht nur reiner Handel, bei dem uns nur der Anfang freisteht (seine Dauer wird uns mit Gewalt aufgezwungen und hängt von anderem als von unserem Willen ab) – ein Handel zudem, der gewöhnlich zu anderem Zwecke eingegangen wird. Es sind dabei auch tausend fremde Dingen mit im Spiel, genug um die Parteien zu entzweien und den Fortgang einer lebhaften Neigung zu unterbrechen, wo die Freundschaft allein mit sich zu tun und zu verkehren hat.“

<sup>6</sup> Vgl. Ebd. 11: „Und jene andere unter Griechen übliche Freiheit wird mit Recht von unseren Sitten verabscheut. Jedoch auch sie, weil ihr Brauch eine so große Ungleichheit im Alter und in den Pflichten zwischen den Liebenden verlangte, entsprach nicht genau der vollkommenen Vereinigung und Übereinstimmung, die wir hier fordern.“

<sup>7</sup> Ebd. 14.

Freundschaftsbegriff interpretiert wird („*idem velle atque idem nolle*“).<sup>8</sup> Solche sind in den Augen von Montaigne Interessengemeinschaften und verdienen den Namen »Freundschaft« nicht.

Montaignes Interpretation der Freundschaft ist radikal: Einen Grund für Freundschaft angeben zu können, heißt eigentlich, dieser Freundschaft gerade ihren Boden zu entziehen. Freundschaft ist »prinzipiell« eine *Ausnahme* und es ist dann auch in diesem Sinne, dass Montaigne die berühmte, Aristoteles zugeschriebene Aussage „Oh Freunde, es gibt keine Freunde!“, zu lesen versucht.<sup>9</sup> Freundschaft ist etwas so Einzigartiges, dass man eigentlich kaum etwas Allgemeines darüber sagen kann.<sup>10</sup> Wirkliche Freunde machen die Erfahrung, dass es so etwas noch nie zuvor in der Weltgeschichte gegeben hat, und niemals wird es ein solches Vertrauen zweier Seelen wieder geben – oder besser gesagt: eine Seele in zwei Körpern.<sup>11</sup> Deshalb kann auch eine Philosophie der Freundschaft Montaigne zufolge eigentlich nur die Gestalt eines »Essays« annehmen. Denn Essays enthalten keine Theoriestücke, keine Begründungen, sie stellen nur Montaignes eigenes Leben dar, verdichtet als Text. Sein Leben ist, wie er selber öfters erwähnt, zum Text geworden, während seine »Lehre« eigentlich nur Sinn und Bedeutung hat innerhalb des Lebens. Montaigne vergleicht sich am Anfang des wunderschönen Essays über die Freundschaft mit einem Maler, der mit wenigen konkreten Linien etwas zu zeichnen versucht, das doch eine universale Bedeutung hat.<sup>12</sup>

---

<sup>8</sup> Vgl. HARALD LEMKE: *Freundschaft. Ein philosophischer Essay*, Darmstadt 2000, 21-30 und passim.

<sup>9</sup> MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, 17.

<sup>10</sup> Vgl. MICHEL DE CERTEAU: *Montaigne – Des cannibales*, in: DERS.: *Le lieu de l'autre. Histoire religieuse et mystique*, Paris 2005, 249-263.

<sup>11</sup> Vgl. MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, 18.

<sup>12</sup> Vgl. Ebd. 5: „Bei der Betrachtung der eigentümlichen Anlage eines Wandbildes in meinem Hause kam mir der Gedanke, den Maler nachzuahmen. Er hatte die schönste Stelle in der Mitte jeder Wand gewählt und dorthin ein Bild gemalt, auf das er sein ganzes Können verwandt hatte, und den leeren Raum ringsherum hatte er mit Grotesken gefüllt, mit phantastischen Darstellungen also, deren ganzer Reiz in der Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit besteht. Und was sind das, in Wahrheit, auch hier anderes als Grotesken und Missgeburten, aus verschiedenen Gliedern zusammengestückt, ohne feste Gestalt, ohne Ordnung, Zusammenhang noch Verhältnis als durch Zufall?“

Die Sätze Montaignes sind von einer Schönheit, die ihresgleichen in der Geschichte des christlichen Denkens nicht finden. Sie sind darüber hinaus für uns Spätmoderne sofort nachzuvollziehen. Denn Montaigne scheint auf etwas hinzuweisen, das uns ans Herz gewachsen ist: die Unergründlichkeit der Gefühle, die unsere zwischenmenschlichen Beziehungen steuern. Es ist gerade dieser Punkt, der immer wieder hervorgehoben wird, wenn es darum geht, das Recht auf eine persönliche Gestaltung unserer Beziehungen zu behaupten. Die Emanzipation homosexueller und lesbischer Partnerschaften wird immer wieder mit einem Verweis auf diesen prinzipiellen Abgrund weitergetrieben; und ebenso wird auch das Recht auf Beendung des ewigen Bundes der Ehe begründet auf dieser individuellsten Erfahrung des zwischenmenschlichen Verhältnisses.<sup>13</sup> Wahrscheinlich könnte man (wenn man sich die Mühe machte) sogar empirisch nachweisen, wie viele Paare, die sich dafür entscheiden, unverheiratet zusammenzuleben, sich auf Argumente berufen, die sich ganz ähnlich anhören wie bei Montaigne: Wahrscheinlich ist es weniger die spätmoderne Neigung zur Unverbindlichkeit – die von konservativen Kulturpessimisten immer wieder zitiert und beklagt wird – als vielmehr die Einsicht, dass gesellschaftliche Institutionen nichts mit Liebe zu tun haben und dieser sogar ihre Reinheit nehmen, die viele Menschen in unserer Zeit davon abhält, ihre Treue (die sie meistens trotzdem beabsichtigen und bejahen) auszusprechen. Und obwohl wenig zitiert und vielleicht noch weniger gelesen, scheint auch hier Montaigne der Gewährsmann dieses Vorbehalts zu sein. Doch erleben wir heutzutage tatsächlich die Realisierung des Montaigneschen Freundschaftsideals? Hat die spätmoderne Freundschaftskultur mit ihrer Betonung der unverbindlichen Vielfältigkeit<sup>14</sup> in Montaigne einen frühen Vorläufer? Oder sehen wir heute die unbeabsichtigten Folgen dessen, wofür sich Montaigne mit großer literarischer Subtilität argumentativ ausgesprochen hat? In diesem Beitrag möchte ich auf die unergründliche Einzigartigkeit der Freundschaft eingehen in Bezug

---

<sup>13</sup> Vgl. ELISABETH VON THADDEN: *O Freunde, gibt es keine Freunde? Wenn Eben brechen und Werte untergehen, steht ein seltenes Gut hoch im Kurs: die Freundschaft*, in: *Die Zeit*, 24 (2000).

<sup>14</sup> Ein Leitschrift dieser Kultur ist unzweifelhaft: MICHEL FOUCAULT: *Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch*, Berlin 1985.

auf die Tradition, die man gemeinhin als »Spiritualität« bezeichnet. Denn ich glaube, dass in der Betonung der Unergründlichkeit der Freundschaft, wie man ihr heutzutage überall begegnet, nur eine Seite betont wird von dem, was Montaigne eigentlich sagen will. Es geht Montaigne m. E. nicht darum, für die individuellste Erfahrung der Innerlichkeit zu plädieren, die heutzutage meistens mit dem Primat des »Gefühls« verbunden wird. Dabei lautet die Argumentationsfigur meistens folgendermaßen: »Ich fühle es so, und das gilt dann auch als letzte und gültige Begründung meiner Entscheidung« (z. B. der Entscheidung sich zu trennen, oder gerade im Gegenteil sich mit einem anderen Menschen zu verbinden); oder: »Ich stehe nun einmal auf Männer, dafür kann ich nichts, und Sie können mich niemals argumentativ vom Gegenteil überzeugen«. Was wäre dann die andere, die vergessene Seite des Montaigneschen Freundschaftsverständnisses? In diesem Beitrag möchte ich versuchen aufzuzeigen, wie Freundschaft für Montaigne nicht nur von einer spirituellen Dimension gekennzeichnet ist, sondern selber als Spiritualität erscheint – d. h., um einen zentralen Begriff aus der Tradition der Spiritualität zu verwenden: wie in der Unergründlichkeit des freundschaftlichen Verhältnisses eine innere Transformation stattfindet, die zu einem Selbst führt, das sich selbst nicht mehr vollständig im Griff hat, ohne dass dies jedoch bedrohlich wirkt. Eher das Gegenteil ist der Fall, dieses neue Selbst, das vom »alten« nicht mehr verstanden wird, ist ihm nicht ganz fremd. Ich hoffe verdeutlichen zu können, dass diese zweite Seite Montaignes an den Gottesgedanken erinnert, wie er in der christlichen Tradition entfaltet wurde. Dabei werde ich auf einen christlichen Autor verweisen, der genau in diesem Sinne über Gott nachgedacht hat, nämlich Anselm von Canterbury (1033-1109). In gewissem Sinne können beide Modelle verstanden werden als Erben des augustinischen „*intimior intimo meo et superior summo meo*“. Der Hinweis auf einen solchen Zusammenhang vermag vielleicht klar zu machen, dass dieser Gottesgedanke selbst immer nur als Freundschaftsverhältnis gedacht werden kann, und zwar als ein ganz bestimmter, der sich mit dem klassischen (griechischen) Freundschaftsbegriff nur teilweise deckt. In einem abschließenden Teil werde ich diese historische Skizze beziehen auf einige aktuelle Freundschaftsdiskurse in der Hoffnung, einen Beitrag zu leisten für einen theoretischen

Rahmen einer »primordialen Spiritualität«. Freundschaft wäre dann als ein mögliches Paradigma zu verstehen, an dem deutlich gemacht werden kann, was ein konkreter spiritueller Weg beinhaltet, wie dies auch in der Tradition der Spiritualität unter der Gestalt »geistiger Freundschaften« sichtbar wurde.

*„Oh Freunde, es gibt keine Freunde“ -  
Die Bodenlosigkeit der Freundschaft*

Selbstverständlich ist Montaigne nicht der Meinung, dass man sich in Bezug auf Freundschaft argumentativ verständigen kann oder sollte. Wäre dies der Fall, dann würde die Freundschaft einem Maßstab unterworfen, der nicht in ihr selbst gefunden werden kann.<sup>15</sup> Vielleicht könnte man in einem solchen Fall – und über Montaigne hinaus – von Komplizenschaft sprechen oder von einem Bund geteilter Interessen, manchmal auch von Respekt oder Ehrfurcht, wie sie ein Sohn seinem Vater gegenüber zeigt. Die Freundschaft ist etwas völlig anderes, und dies kann nicht genügend betont und nicht radikal genug gedacht werden. Es fehlt jede Form von Funktionalität in ihrer Bestimmung, wenn dies auch die Gründe der Freundschaft verdeckt. In phänomenologischer Hinsicht scheint Montaigne hier anzuschließen bei der Erfahrung, dass die Angabe eines Grundes, weshalb man den Freund liebt, immer als eine Geringschätzung der Freundschaft erfahren wird. Keine Blutsbande, keine körperliche oder seelische Anziehungskraft, kein Zweckbündnis – die wahre Freundschaft ist, Montaigne zufolge, eine Vertrautheit zweier Seelen, die von all diesen Bürden befreit ist, und man kann gerade – außer diesem – kaum Kriterien angeben, die darüber entscheiden, wann von Freundschaft die Rede ist und wann nicht. »Freundschaft« ist ihrem Wesen nach eine Ausnahme,

---

<sup>15</sup> Vgl. MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, 15: „Diese Freundschaft hat keinen andern Begriff außer sich selbst und kann nur auf sich selbst bezogen werden. Nicht eine besondere Erwägung, oder zwei oder drei, oder vier, oder tausend, sondern ich weiß nicht was für eine Quintessenz aus dieser ganzen Mischung ergriff meinen ganzen Willen und führte ihn dazu, sich in den seinen zu versenken und zu verlieren, ergriff seinen Willen und brachte ihn dazu, sich in den meinen zu versenken und zu verlieren, in gleichem Hunger und Wettstreit.“

sie ist – so könnte man über Montaigne hinaus sagen – die Ausnahme par excellence. Der freundschaftliche Umgang kann niemals von bloßen Höflichkeitsregeln bestimmt werden. Die »Gesetze« dieses Umgangs müssen und können nur in der konkreten, in eben dieser Freundschaft entdeckt und aus ihr geschaffen werden. Und wenn man Montaigne folgt, können Freunde dabei auch niemals ausgehen von einer bestimmten Idee des anderen. Denn damit würde er außerhalb der Freundschaft stehen, die gerade etwas Ursprüngliches darstellt. Der Preis für diese ursprüngliche Bedeutung der Freundschaft, die allen Bestimmungen vorausgeht, scheint jedoch sehr hoch zu sein. Denn die Bestimmung der Freundschaft – ihr eigentlicher Inhalt – scheint den Beteiligten selbst entzogen zu bleiben. Mit anderen Worten: Es bleibt den Freunden auch verwehrt, ihre Freundschaft selbst zur Sprache zu bringen. Mit Derrida, der über Montaignes Freundschaftsessay einen berühmten Text geschrieben hat, könnte man sagen: Es bleibt ein Schweigen, ein Geheimnis, das letztendlich die Freundschaft verbürgt und bewahrt.<sup>16</sup> Anders als in einer Partnerschaft, die fast ständig sich selbst reflektiert und thematisiert und diese Selbstthematization oft sogar zum Inhalt hat, scheint Freundschaft tatsächlich gefährdet zu sein, wenn Freunde ihr Verhältnis zu diskutieren beginnen. Freundschaft lebt vielmehr aufgrund der Selbstverständlichkeit, mit der die Freunde miteinander umgehen und kommunizieren. Der Umgang und die Kommunikation selbst sind Grund und begründete Wirklichkeit zugleich. Die niederländische Sprache sagt es in diesem Fall auch klarer als die meisten anderen europäischen Sprachen (die ich kenne): Freundschaft ist »vanzelf sprekend«.

Doch anders als Derrida, und in seiner Gefolgschaft die in der Einleitung schon erwähnte zeitgenössische Auffassung, dass von einer Angabe der Gründe überhaupt nicht die Rede sein kann, bin ich der Meinung, dass Montaignes Freundschaftsverständnis doch ein paar Schritte über das Geheimnisvolle hinausgeht. Ich bin nämlich der Auffassung, dass die Bodenlosigkeit der Freundschaft von Montaigne in der Gestalt eines Paradoxes auftritt – und ein Paradoxon meint auch, dass eine Ebene gefunden werden kann, auf der es aufgelöst zu werden vermag. Denn Montaigne ist sehr wohl in der Lage, Kriterien anzugeben, die eine »Freundschaft als Aus-

---

<sup>16</sup> Vgl. JACQUES DERRIDA: *Politik der Freundschaft*, Frankfurt/M. 2000.

nahmex« bestimmen und von gewöhnlichen, mehr auf gesellschaftliches Gleichgewicht hin orientierten Freundschaftsverhältnissen unterscheiden können. Denn geht es hier nicht gerade um die Fähigkeit, mit diesem „Schweigen“ (Derrida) leben zu können, das heißt um die Fähigkeit, das Freundschaftsverhältnis als solches sprechen zu lassen? Die vollständige Offenheit, in der Freunde zueinander stehen, ist verbunden mit dieser Fähigkeit, keinen beruhigenden Grund angeben zu müssen.

Dies wird m. E. klar, wenn Montaigne die Geschichte von dem Freund des römischen Verschwörers Tiberius Gracchus erzählt.<sup>17</sup> Dieser Freund, Cajus Blossius, wurde vom Richter gefragt, ob er auf Bitten von Gracchus auch Tempel angezündet haben würde – eine Frage, die von Blossius bejaht wird. Montaigne sieht hierin einen Hinweis, dass diese Freundschaft nicht zu den wirklichen, außerordentlichen Freundschaften gehört, deren Wesen er in seinem Essay zu beschreiben versucht. Denn Montaigne ist der Meinung, dass Blossius sich in der Befragung auf ein Prinzip beruft, das nicht von der lebendigen Freundschaft selbst abgeleitet ist, sondern dieser äußerlich bleibt, nämlich die Pflicht, in der Freundschaft dem Freunde treu zu folgen in alledem, was er tut und sagt. Vielmehr hätte er, Montaigne zufolge, sagen sollen, dass er wisse, dass sein Freund niemals so etwas von ihm verlangen würde. Dieser auf den ersten Blick subtile Unterschied zeigt, dass die freundschaftliche Einheit größer ist, als allgemeine Prinzipien aussagen können. Und ich glaube, dass die eigentliche Bedeutung der Freundschaft als Ausnahme gerade hier voll in Erscheinung tritt. Diese Freundschaft hat keinen Boden in vertrauten Gründen und Auffassungen. Die Bodenlosigkeit findet ihren Grund in der Tatsache, dass der Freund sich in der Freundschaft völlig neu entdeckt. Die Perspektive des Freundes ist so sehr aus sich selbst erwachsen, dass er sein »Selbst« nicht mehr so verstehen kann, wie dies außerhalb dieser Freundschaft der Fall war. Im Folgenden werde ich deshalb die von Montaigne beabsichtigte Freundschaft als Ausnahme zu verstehen versuchen als einen spirituellen Prozess, der sich nicht zeigt als eine separate Lebensform – z. B. Freundschaft vs. Partnerschaft –, sondern als eine Tiefendimension, die in den verschiedensten Lebensformen wirksam ist.

---

<sup>17</sup> Vgl. MONTAIGNE: *Von der Freundschaft*, 15-16.



*Je est un autre*

Diese Aussage stammt zwar nicht aus der Feder Montaignes, sondern wurde 1871 von seinem Landsmann Arthur Rimbaud in einem Briefwechsel mit Paul Demeny niedergeschrieben. Doch ist sie auch für die Freundschaft, wie Montaigne sie versteht, zutreffend. Denn wenn die Freundschaft ihr eigener Maßstab ist, entzieht sie sich dem individuellen Selbstverständnis des Freundes, der sich in ein radikal transparentes Freundschaftsverhältnis begibt. Dieses Verhältnis ist so transparent, dass dessen Bedeutung auch den Beteiligten Freunden entzogen ist. Montaigne hat ein Gespür für Paradoxe solcher Art, und gerade deshalb findet man in dieser gegenseitigen Transparenz auch einen Entzug des anderen, bzw. des Selbst. Der Freund entdeckt sich selbst neu, weil er in sich selbst eine Perspektive findet, die ihm fremd und doch zugleich völlig vertraut ist. Fehlt dieses Vertrauen, dann ist von Freundschaft nicht mehr die Rede. Das neue Selbst, das in der Freundschaft vorgefunden wird, enthält etwas radikal Unbekanntes, das jedoch neue Kreise eröffnet, die fast noch vertrauter sind als die alten. Und gerade hier meine ich einen Bezug des »modernen« Freundschaftsverständnisses von Montaigne zu der Tradition des Gottesdenkens zu sehen. Ich habe schon auf die augustinische Formel „*intimior intimo meo et superior summo meo*“ hingewiesen, die in der christlichen Tradition keine geniale Ausnahme darstellt, sondern die ultimative Bedeutung des Gottesgedankens zum Ausdruck bringt. Ich möchte dies verdeutlichen mit einem Verweis auf Anselms berühmtes *unum argumentum*, das immer wieder und nicht ganz korrekt als sein »ontologischer Gottesbeweis« interpretiert wurde. Gott wird von Anselm verstanden als „*id quo maius cogitari nequit*“ – als „das, über dem Größeres nicht gedacht werden kann“. Es ist der *insipiens* (der Tor), der der Meinung ist, dass gerade das, was man prinzipiell nicht verstehen kann, auch nicht existiert. Ich glaube, Anselm will, viel mehr noch als die Existenz Gottes zu beweisen, die Enge des Blickfeldes aufzeigen, die mit dieser Position verbunden ist. Tatsächlich ist dieses Größte jedem Verständnis entzogen – sonst wäre es nicht mehr das »Größte«. Doch dies ist Anselm zufolge kein Grund zur Traurigkeit. Es ist vielmehr eine große Freude – die höchst mögliche Freude – zu entdecken, dass alles, was uns in unserem Denken

vertraut ist, auf etwas bezogen ist, das so groß ist, dass man es nicht mehr verstehen kann. Sogar das meist Vertraute ist uns nicht vertraut, und gerade dies erfreut den in Gott Lebenden. Was Anselm hier vor allem zu interessieren scheint, ist der Prozess, in dem der Hoffnungslose, der auf die Grenzen seines Selbst stößt, entdeckt, dass er selbst auch dieser Perspektive des Anderen, das sich ganz tief in seiner vertrauten Welt verwurzelt vorfindet, wirklich verbunden ist.<sup>18</sup> Es ist möglich, die Freude (*gaudium*) zu entdecken,<sup>19</sup> dass ich ein anderer war als ich immer schon glaubte. Dennoch heißt dies nicht, dass ich dieses Verhältnis »von außen« verstehen kann. Es bleibt ein konkreter Weg, den man immer neu gehen muss. Es ist eine »Ausnahme«.

Letztendlich finden wir dieses Grundmuster auch in Montaignes Freundschaftsverständnis wieder. Der Ausnahmezustand der Freundschaft hat eine Ursprünglichkeit, die weder von gesellschaftlichen Verhältnissen, noch von Gründen der Vernunft eingeholt werden kann, die dem Menschen jedoch ein neues Zuhause verleiht.

### *Freundschaft als Lebensform*

Der grundlose Charakter der Freundschaft, wie man sie bei Montaigne vorfindet, hat also weniger mit Unverbindlichkeit zu tun, wie unsere Zeitgenossen die Kultur der Freundschaft als Alternative zu geschlosseneren Lebensformen (wie der Ehe) verstehen. Dies wird auch deutlich, insofern Montaigne die »außerordentliche« Freundschaft auch von anderen Formen der Freundschaft unterscheidet. Diese Freundschaft, wie er sie mit Etienne de la Boétie gelebt hat, kann nicht mit einer bestimmten Form verbunden werden. Denn sie muss immer wieder eine neue Gestalt finden. Sie scheint eher die Notwendigkeit zu betonen, in jeder menschlichen Beziehung

---

<sup>18</sup> Vgl. ANSELM VON CANTERBURY: *Proslogion* cap. III, hg. v. F. S. Schmitt, Edinburgh 1942: „Convincitur ergo etiam insipiens esse vel in intellectu aliquid quo nihil maius cogitari potest quia hoc cum audit intelligit et quidquid intelligitur in intellectu est. Et certe id quo maius cogitari nequit non potest esse in solo intellectu. Si enim vel in solo intellectu est potest cogitari esse et in re quod maius est.“

<sup>19</sup> „Gaudium“ ist der zentrale Begriff im Kapitel XXVI des *Proslogion*.

„... weil er er, ich ich war ...“

(auch in der Selbstbeziehung) das Unvertraute als das Eigene zu umarmen. Freundschaft als Spiritualität heißt auch, das Fremde, Unverständliche als bodenlosen Grund des Eigenen zu verstehen. Dies scheint den Transformationsprozessen, über die Mystiker und spirituelle Autoren immer wieder nachgedacht haben, sehr nahe zu kommen. Die Transformation wird geleitet vom Paradoxon, dass Freunde für einander einerseits völlig transparent sind – sie brauchen ihre Motive und Überzeugungen nicht zu erklären und sie finden in diesen ein gemeinsames Handeln, das etwas über sich selbst aussagt. Dass Freundschaft jeder Erklärung und jedem Urteil entzogen ist, heißt, dass man auch sich selbst als »unbekannt« zu entdecken beginnt. Ein Hauch des Unbekannten tritt in die Freundschaft ein, und scheint auch ihre lebendige Mitte zu sein. Montaigne wird oft vorgeworfen, als Skeptiker Werten und Glaubenssätzen keinen Grund mehr zu bieten. Doch ist das Wissen des Nichtwissens, das sich in diesem Hauch des Unbekannten zeigt, gerade gemeint als Öffnung auf eine Selbstoffenbarung des Göttlichen inmitten des Menschlichen hin.